

Die Landesbibliothek im Lichte der Spaziergangswissenschaft

Die Württembergische Landesbibliothek, an der so genannten Kulturmeile der Stadt gelegen, ist ein Ort großer Gelehrsamkeit. Wer etwas nicht genau weiß, kann dort Abhilfe suchen und zumindest sein Unwissen ein wenig verringern. So strömen die Wissensdurstigen hinein und wieder hinaus, das Wissen vermehrt sich in den Köpfen, und wunderbarerweise nimmt die Weisheit der Bibliothek bei diesem Vorgang um kein Jota ab.

Aber auch ein gewöhnlicher Spaziergänger, der sich normalerweise im Schlossgarten bewegt und den Enten und Schwänen des Eckensees zusieht, kann mit einem kleinen Schlenker die Landesbibliothek in sein Flanieren mit einbeziehen. Sein Müßiggang ist dadurch nicht gefährdet, er muss nicht gleich ein Buch ausleihen, er ist auch nicht gezwungen, im Lesesaal den Gelehrten zu mimen, er kann sich ganz seiner gewohnten Tätigkeit hingeben, also der gemessenen Bewegung, dem Betrachten, dem Lauschen, dem Staunen, dem Sinnieren und der stillvergnügten Anteilnahme. Oder er kann auch, auf einer höheren Stufe seiner Aktivität, der Spaziergangswissenschaft im Sinne von Lucius Burckhardt nachgehen und seine geschärfte Aufmerksamkeit auf die Phänomene richten, die ihm unterwegs begegnen.

Der Übergang vom Oberen Schlossgarten zum Haus der Bücher ist zugegebenermaßen nicht ganz einfach. Der beschauliche Park und die Stätte des gehorteten Wissens sind gewissermaßen durch einen reißenden Strom voneinander getrennt. Das ist die Konrad-Adenauer-Straße, eine Stadtautobahn, durch die, wenn sie nur könnten, die Automobile pausenlos, ohne Unterlass donnern würden.

Auf der anderen Seite wird es wieder, dem Geist der stillen Bücher entsprechend, ruhiger. Der Blick des Spaziergängers geht hinauf, er sieht das monumentale Eckgebäude der Bibliothek. Dieses allerdings macht

eher den Eindruck einer abweisenden Trutzburg mit strengem Beton und dunklen Kupferplatten, die wie ein Schuppenpanzer wirken. Eine Gralsburg, die zu sagen scheint: „Wanderer! Mache es dir nicht zu leicht!“ Der Weg zum Wissen ist steinig, und nur wenige sind auserwählt!

Doch geht man ein paar Schritte weiter, wird der Prospekt gleich freundlicher. Andere Gebäudeteile werden

sichtbar, die eher dem menschlichen Maß angenähert zu sein scheinen. Die Fenster haben grüne und weiße Rahmen, sodass einem irgendwie schneeglöckchenhaft zumute wird. Kleine, idyllische Rasenteppiche sind ausgelegt, zwischen denen ein bequemer Weg zum Eingang führt. Und um die heroisch-abwehrende Geste des steinernen Zyklopen zu mildern, breitet weiter vorne eine kopflose Figur einladend ihre Flügelarme aus. Es ist dies die bronzene Skulptur „Montana I“ von Bernhard Heiliger, die zu sagen scheint: Versuch es trotzdem! Sapere aude! Tritt ein!

Der Eintritt in die Bibliothek gelingt leicht mit Hilfe einer Drehtür. Das ist keine gewaltige Anlage, wie man sie von großen Kaufhäusern her kennt. Hier zählt nicht die Masse, sondern der Einzelne, der sich in eine vergleichsweise kleine gläserne Kabine begibt, um so ins Innere befördert zu werden. Eine gewisse Anstrengung ist schon vonnöten, eine

eigene Bemühung, ein Druck der Hand – dann ist es geschafft. Man befindet sich in einer Anderwelt, durch die nicht die Abgase der Autos, sondern die Lüfte des reinen Geistes wehen.

Linker Hand ist nun doch etwas Wasser zu sehen, im Inneren konnte der Acheron noch seinen Charakter, sein Element bewahren. Um den Spaziergänger aber vor trüben Gedanken, vor Hadesassoziationen zu bewahren, sind dem innerräumlichen Gewässer zwei Vögel mitgegeben, aus Plastik vermutlich, aber ornithologisch durchaus gelungen. Um wen handelt es sich dabei? Ist es der Phönix, der Vogel Rock, oder sind es Odins Raben? Nichts dergleichen. Der Spaziergänger hat zwei Enten vor sich. Und zwar keine exotischen, sondern die der vertrauten deutschen, schwäbischen Art, wie sie auch den Eckensee und ganz Schwaben bevölkern. Das ist zweifellos eine schöne, vertrauensbildende Maßnahme der Bibliotheksleitung, die dem einfachen Menschen, wie du und ich es sind, die Schwellenangst ein wenig nehmen.





Die symbolische Bedeutung der Ente – das ist natürlich ein weites, unübersichtliches Feld. Aber der schlichte Spaziergänger wird sich wahrscheinlich nur ausmalen, welch wirkungsvolles Gegengewicht die Ente zu den feinen Gedankenfäden darstellt, die die Lesenden unaufhörlich aus sich herausspinnen. Wird es gar zu fein oder hegelianisch, quakt die Ente in ihrer forschenden, unerschrockenen Art dazwischen und bringt die Dinge wieder ins Lot.

Ein breiter Weg führt nun nach oben. Wie bequem, wie freundlich, wie spazierängergerecht! Eine Rampe mit kleinem Neigungswinkel, die einen beim gemächlichen Schlendern fast schon an die schönen Dichterworte denken lässt: „Ich ging im Walde / So für mich hin, / Und nichts zu suchen, / Das war mein Sinn...“ Die Beine streben nach oben, keine Atemnot stellt sich ein, der Kopf bleibt frei und offen für erbauliche Gedanken.

Oben erreicht man die Garderobe. Das klingt nun prosaischer, als es ist. Man kann dort seine Pelerrine, sein Barett, seinen Parapluie oder sein Spazierstocklein abgeben (vielleicht sogar den Hund in der Obhut der Garderobiere zurücklassen), um unbeschwert den Aufstieg zu den geistigen Höhen zu wagen. Doch zugleich bekommt der Spaziergänger schon hier einen Hinweis, an welchem Ort er sich befindet. Interessante Büchlein, feine Kataloge früherer Ausstellungen, sind vor den Ständern mit den Kleidungsstücken ausgestellt, hinter Glas zwar und als Schaustücke unerreichbar. Aber wenn es den Besucher gelüstet, kann er das eine oder andere Buch erwerben, zu einem durchaus moderaten Preis.

Zur Linken wirft man einen Blick hinab in eine gemütliche Unter- oder Halbwelt: die Cafeteria, wo sich die Studiosi und Gelehrten zwischenzeitlich von ihrem strengen Geschäft erholen. Kaffee belebt Körper wie Geist, die Gespräche umfassen vermutlich die erhabensten wie die trivialsten Themen, und der Beobachter kann nicht immer entscheiden, ob das Quaken von den Menschen an den Tischen oder von den Enten weiter unten stammt. Der Spaziergänger nimmt diesen Anblick gerne in sich auf und beschließt, zu einem späteren Zeitpunkt hier eine Rast einzulegen.

Doch zunächst führt sein Weg weiter nach oben. Endlich gerät die breite Treppe in den Blick, wie man sie für eine Bibliothek dieses Kalibers eigentlich erwartet. Hier könnte der Bibliotheksgründer, der Herzog Carl Eugen, mit Perücke und Entourage hinaufschreiten, ohne anzuecken oder die feine Garderobe zu bestoßen. Der Spaziergänger hält inne und schaut sich um.



Was wären die Räume ohne die Schrifttafeln von Josua Reichert? Das kann man sich nicht so recht vorstellen, da die Bilder seit Jahrzehnten da sind und einfach dazugehören. Hängt man sie in Gedanken ab, dann wäre alles sicher viel nüchterner, kahler. Das besondere Ambiente der Räumlichkeit wäre perdu. Die Sichtbetonpfeiler würden „brutalistisch“ dominieren, die spielerische Heiterkeit, welche die farbigen Linienschwünge vermitteln, wäre verschwunden. Und natürlich wäre die Bedeutungsdimension der Zeichen, Buchstaben und Wörter weggeschrumpft. Die Lokalität könnte dann auch der Logistik irgendwelcher Objekte dienen, die nicht notwendigerweise Bücher sein müssten.

Die meisten Bücher der Bibliothek ruhen unsichtbar in den Magazinen. Mit den Drucken von Josua Reichert jedoch wird eine Verbindung zu ihnen geschaffen. Die Bilder sind gleichsam die Augen des Verborgenen. Die Bücher schauen hinaus auf den Besucher, gleichzeitig wirft dieser auch einen Blick in die Geheimnisse des Inneren.

„SATOR AREPO TENET OPERA ROTAS“ liest man auf einer Tafel am Fuße der Treppe. Ein wundersames Quadrat. Man kann die Wörter von links nach rechts, aber auch in umgekehrter Richtung lesen, von oben nach unten und von unten nach oben. Wenn da nicht Magie im Spiel ist! Möglicherweise ist das die Weltformel, die in nuce ausdrückt, „... was die Welt / Im Innersten zusammenhält“. An Versuchen, das Wortquadrat, das mindestens zweitausend Jahre alt ist, zu deuten, hat es nicht gefehlt. Eine endgültige Deutung, die alle anderen ausschließt, ist nicht in Sicht.

Aber für eine labyrinthische Bibliothek, die zwar begrenzt, zugleich aber unendlich ist (schon allein auf Grund der Tatsache, dass ständig neue Bücher dazukommen), scheint das Wortgebilde ein angemessener Sinnspruch zu sein. Von einem „Sämann“ ist die Rede (werden nicht laufend Gedanken in die Köpfe der Leser gesät?), von einem „Halten“ (die Flut der Ideen wird in eine Ordnung gebracht), vom „Werk“ oder der „Mühe“ (jeder Geistesarbeiter ist damit vertraut) und schließlich von den „Rädern“ (damit muss die geistige Energie gemeint sein, die das Lesen und Denken ermöglicht). Das alles passt sehr schön zur Standort- oder Funktionsbestimmung einer Bibliothek. „AREPO“ bleibt in diesem Deutungssystem allerdings unerklärt. Ist es ein sinnloses Kunstwort, das als Lückenbüßer dient, wie manche behaupten? Das wollen wir nicht glauben.



AREPO ist die Quintessenz der Aussage, ein Brunnen abgründigen Tiefsinns. Im Herzen der Bibliothek, da steckt AREPO – und weiß alles.

Hinan, hinan, sagt sich der Spaziergänger. Bei diesen Worten fallen ihm unweigerlich weitere ein: „Das Ewig-Weibliche / Zieht uns hinan.“ Was ist das Weibliche in diesem Fall? Die Bücherausgabe – man beachte, wie fein und genau sich die deutsche Sprache in dieser Angelegenheit ausdrückt. Da steht kein männlicher Atlas, der einem die Bücherschwarten vor die Füße knallt. Sophia, die Weisheit selbst, reicht die Schriften mit zarter Hand, seien es nun zierliche Hefte oder dickleibige Folianten.

Der Spaziergänger betrachtet wohlgefällig aus einer gewissen Distanz das schöne Geben und Nehmen: „Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen / Und sich die goldnen Eimer reichen!“ Wie fein hat sich die Bibliotheksleitung das ausgedacht! Per Computer hat der Wissensdurstige seine Wünsche eingegeben, wohl geordnet liegen nun seine Bücher in Regalen, er holt sie ab, legt sie an der himmlischen Pforte zur Kenntnisnahme vor und kann dann seine Schätze in die gewöhnliche Welt hinaustragen. Welch schönes Vertrauen herrscht hier! Allerdings gilt es auch eine Schranke zu durchschreiten, und sollte ein Nichtswürdiger etwas unerlaubterweise wegzutragen wagen, wird sicher ein Flammenschwert auf ihn herabfahren.

Der harmlose Spaziergänger hingegen ist keiner Gefahr ausgesetzt. Er hat nichts bestellt und nichts abzugeben, so setzt er seinen Weg fort und gelangt nun quasi in das Allerheiligste, den Hauptlesesaal. Man tritt in eine andere Welt. War der bisher durchschrittene Raum erfüllt von Stimmen, die sich zu einem wasserfallartigen Rauschen verbanden, aus dem einzelne Gesprächsfetzen herausragten, breitet sich nun mönchische Stille aus. Jeder der Sitzenden befindet sich in seiner Gedankenzelle, jede Monade ist für sich, und doch, das glaubt der Betrachter zu spüren, besteht eine prästabilierte Harmonie.

Für den beschaulichen Spaziergang scheint der Lesesaal besonders geeignet zu sein. Die Regale bilden einen gemäßigt labyrinthischen Wald, man tritt in einen Gang, erfreut sich an den schmucken, die Neugier weckenden Buchrücken und findet auch leicht wieder hinaus. Die Lampen an den Tischen leuchten herüber wie Waldanemonen. An den Wänden ragen mächtige Planken auf, die daran erinnern, woher die Bücher stammen: vom Holz des Waldes. Schlitze lassen das Sonnenlicht herein, sodass man sich an eine geheimnisvolle



Waldlichtung erinnert fühlt. Aber über dem Ganzen wölbt sich eine mächtige Lichtkuppel. Wer sich in engen Gedankengängen zu verlieren droht, kann den Blick nach oben richten und wird dort der Freiheit des Geistes teilhaftig.

So stellt es sich der Spaziergänger vor. Aber wer kann schon in die Köpfe seiner Mitmenschen hineinschauen? Vielleicht fühlen sich die Geistesarbeiter durch den Müßiggänger gestört. Drückt jener Blick nicht Misstrauen aus? Wie ertappt dreht sich der Spaziergänger um, nimmt ein Buch aus dem Regal und tut so, als würde er darin etwas suchen. Doch er ist sich bewusst, dass diese Aktion etwas Hochstaplerisches an sich hat. So stellt er das Buch wieder zurück, schlendert aus dem Gesichtsfeld des Aufblickenden heraus, geht in einen schützenden Gang zwischen den Regalen und nähert sich in einigen Schleifen dem Ausgang des Lesesaals. Schließlich hat er sich hier schon lange genug aufgehalten.

Noch etwas benommen, wie nach einem Aufenthalt in großen Höhen, an die der normale Sterbliche nicht gewöhnt ist, geht er wieder die breite Treppe hinunter, an der Garderobe vorbei und findet dort eine weitere, versteckte, schmale Treppe, die ihn geradewegs in die Cafeteria führt. Das ist jetzt genau das Richtige, wie die Parkbank für den gemeinen Spaziergänger, der sich in keine Bibliotheken verirrt, wie die Café-Bar für den urbanen Flaneur.

Die Cafeteria hat eine beruhigende, aufbauende Ausstrahlung. Der Spaziergänger setzt sich mit einer Tasse Kaffee an einen Tisch, nimmt einen Schluck, hört den Gesprächen an den Nebentischen zu, lässt die vielen schönen Eindrücke, die er bisher auf seinem Gang gewonnen hat, noch einmal Revue passieren und ist mit sich und seinem Nachmittag zufrieden.

So gestärkt und belebt erhebt er sich, um dem Ausgang zuzustreben. Wie fatal wäre es aber gewesen, wenn er diesen direkten Abgang geschafft hätte! Man könnte an das schöne Märchen denken, wo der Held die tief-sinnigen Worte hört: „Vergiss das Beste nicht!“ Durch einen glücklichen Zufall nehmen die Beine einen ande-



ren Weg, als es sich der Kopf zurechtgelegt hat, und der Spaziergänger gerät in eine wundersame Unterwelt, die sich neben der Eingangsrampe ausbreitet und die man leicht übersieht, wenn der Blick immer nur nach oben, zum Hohen und Höchsten strebt.

In einem verheißungsvollen Halbdunkel hat die Bibliothek ihre Schätze ausgebreitet. Hier inszeniert sie Ausstellungen, bei denen – natürlich – meist das Buch im Mittelpunkt steht. Zwar ist das Buch als solches geheimnisvoll, denn es eröffnet ja den Blick in eine ganze Welt, ja es ist für sich ein Kosmos, aber als Objekt, als Ding wirkt es meist unscheinbar.

Hier jedoch wird das Buch in das richtige Licht gestellt. Es gibt die bekannten Vitrinen, wie sie auch in Museen eingesetzt werden. Aber dann stehen noch magisch wirkende Glaskammern mit wabenförmigem Grundriss im dunklen Raum. An feinen Fäden sind durchsichtige Platten aufgehängt, und auf diesem Untergrund offenbaren sich die Bücher in kunstvoll gerichteter Beleuchtung. In der Verbindung von halbdunklem Raum und Objekten, die das Licht heraushebt, hat man fast den Eindruck, man befände sich in einem unergründlichen Sanktuarium. Auch die Reliquien von Heiligen könnten nicht einprägsamer präsentiert werden. Was auf den ersten Blick als Mangel erscheinen mag, dass nämlich keine hohe, lichte Halle als Ausstellungsraum zur Verfügung steht, ist in dieser Form der einfachen, zugleich aber eleganten Inszenierung das Angemessene, Eindrucksvolle, Überzeugende. Das Geheimnis des Buches wird spürbar, wird zum Erlebnis.

Mehr ist an diesem Nachmittag nicht möglich, sagt sich der Spaziergänger. Er wirft noch einen Blick zurück auf die magische Szenerie, dann verlässt er das Haus. Die „Montana I“ grüßt ihn zum Abschied mit ihren Bronzeflügeln. Sie glänzen in der Abendsonne.

Wolfgang Brenneisen